



Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer,
Herbert Kalthoff, Boris Nieswand

Ethnografie

Die Praxis der Feldforschung

UVK Verlagsgesellschaft mbH · Konstanz
mit UVK/Lucius · München

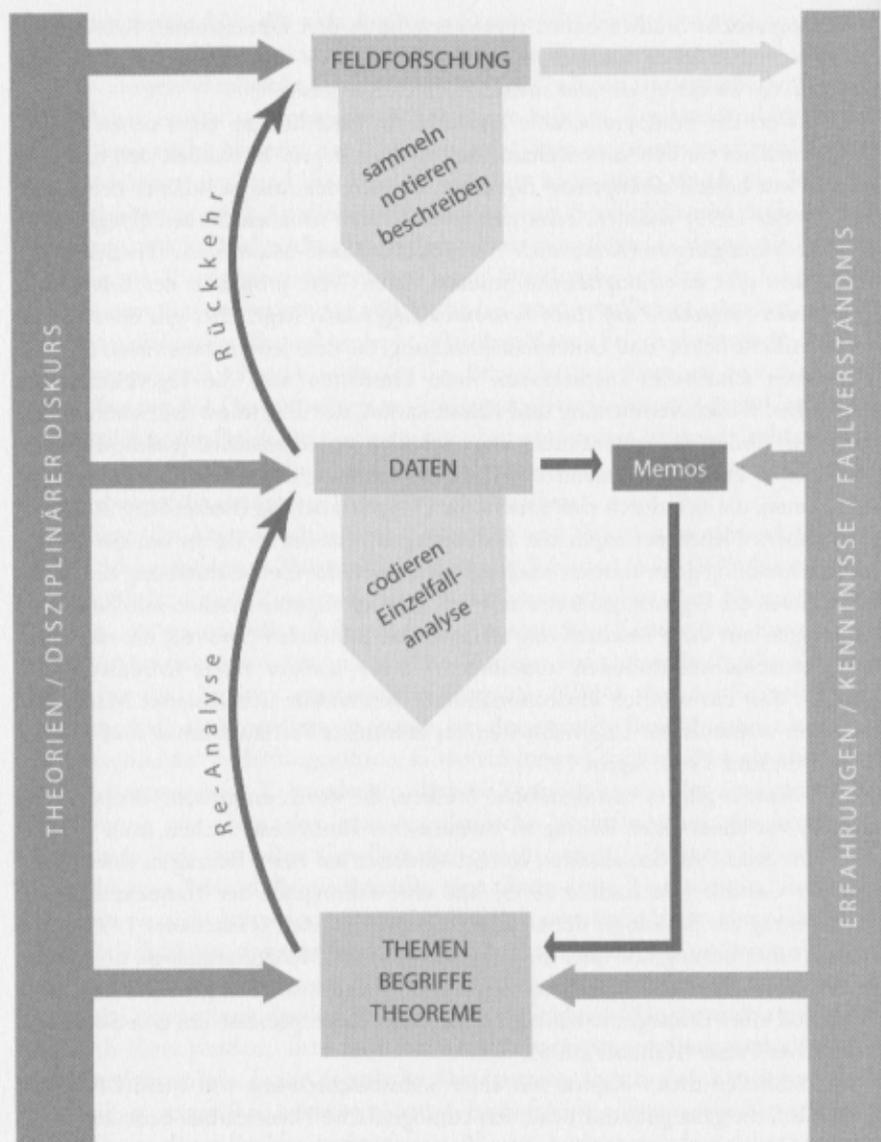


Abb. 5: Ethnographischer Forschungsprozess

5. Übersetzungen: Darstellungen zwischen Feld und Leser

Die letzte Phase des ethnografischen Wissensprozesses wird durch eine neue Größe bestimmt: durch die Lektüre der Leser. Hatten sie schon vorher als imaginiertes Publikum einige Wirkung, so können sie sich nun in ihrer ganzen Diversität entfalten: Kollegen (darunter Gutachter und Herausgeber), Lehrer, Studenten, andere Berufsgruppen, »die Öffentlichkeit« (Journalisten, Politiker) und die Beforschten. Diese Diversität verlangt auch nach unterschiedlichen Genres: Fachaufsätze, Lehrbücher, Seminararbeiten, Zeitungsartikel, Sachbücher. Und diese Textsorten beschreiben nicht einfach denselben Gegenstand auf verschiedene Weise, sie konstituieren eher unterschiedliche Gegenstände, sie verändern auf subtile Weise das, was sie in den Augen ihrer Leser beschreiben.

Das Publikum bringt ganz verschiedene Wissensstände mit: Manche kennen das *Feld* sehr gut, aber keine Sozialwissenschaft, andere sind Sozialwissenschaftler, haben aber kaum empirisches Wissen vom Gegenstand. Manche begegnen Thesen oder Methoden mit Sympathie, andere mit Ablehnung (und müssen erst gewonnen werden). Manche werden ob der vielen Details ungeduldig und wollen die theoretischen Schlüsse sehen, andere blättern über die theoretischen Passagen hinweg, interessieren sich nur für diese Details und können gar nicht genug von ihnen bekommen. Die Leser machen mit dem Text, was sie wollen, benutzen ihn selektiv für ihre Zwecke, machen sich ihren Reim auf seine Aussagen, folgen dem Autor hier und widersprechen ihm dort.

Diese Funktion des Lesers für die Validierung ethnografischer Texte lässt zur Figur des teilnehmenden Beobachters und Autors und zur Figur des Informanten noch eine dritte Figur treten, die Ethnografien als Texte funktionieren lässt: eben den Leser. Beschreibungen, die in längerfristigen Beobachtungsstudien angefertigt werden, werden unmittelbar aus Felderfahrungen heraus gewonnen. Außerdem werden sie im ständigen Bemühen um eine Rekonstruktion der Teilnehmerperspektive verfasst. Trotzdem handelt es sich aber unausweichlich um Beschreibungen eines spezifischen Beobachters. Auch wenn man sie durch die Beobachteten gegenlesen lässt oder ihren Stimmen in Protokollen breiten Raum einräumt, wird das Endprodukt vollständig in der Kontrolle des Autors entstehen. Diese Kontrolle des Autors ist am Ende nicht mehr durch die Teilnehmer zu brechen. Es ist eine wissenschaftliche Version ihrer Welt geschaffen worden, die auch das Potential haben *sollte*, dass auch die untersuchten Personen ein Geschehen anders wahrnehmen können, als sie es bisher taten. Gleichwohl können die Protokolle den Lesern aber auch Einblicke geben, die die Autorin nicht beabsichtigte. Sie versucht, durch ihre Kommentare die Lektüre zu steuern, aber Leser können widersprechen, abweichende Erfahrungen mobilisieren,

andere Deutungsmöglichkeiten im Material entdecken. Insofern sind sie es, die die Autorität der Verfasserin brechen: Am Ende haben *sie* das Sagen.

Wir wollen in diesem letzten Kapitel noch einmal Fragen des ethnografischen Schreibens *für ein Publikum* genauer darlegen. Einige dieser Fragen sind schon gelegentlich aufgetaucht, hier soll aber der abschließende Schreibprozess als solcher noch einmal fokussiert werden – also das Verfassen der ethnografischen Studie, die aus dem Forschungsprozess erwächst. Dieser abschließende Schreibprozess ist weit davon entfernt, die erarbeiteten Ergebnisse schlicht aufzuschreiben – er ist seinerseits genuiner Bestandteil des *Forschungsprozesses* und einige der wichtigsten Ergebnisse der ethnografischen Studie werden erst im abschließenden Schreibprozess erarbeitet. Die Ergebnisse der ethnografischen Studie sind gar nicht von der Form ihrer Darstellung zu trennen, erst in ihr finden sie ihre letzte Gestalt.

5.1 Versionen: Genres ethnografischen Schreibens

Der Prozess der Ausarbeitung der ethnografischen Studie ist von eigenen Problemstellungen und Entscheidungen gekennzeichnet. Die Probleme betreffen etwa den Stil der Darstellung sowie die Positionierung als Autor und die Entscheidungen werden oft gar nicht bewusst getroffen, sondern bleiben implizit. Außerdem gibt es keine Patentlösungen für alle Probleme, sondern nur mit Blick auf das je spezifische Forschungsprojekt und den Untersuchungsgegenstand. Sinnvoll ist es allerdings, sich die Problemstellungen bewusst zu machen und auch die Varianz möglicher Lösungen zu kennen, um sie, im Sinne einer bewussten und reflektierten Gestaltung des gesamten ethnografischen Prozesses, tatsächlich als *Entscheidungen* handhaben zu können.

Die produktivste Art, sich mit Fragen ethnografischen Schreibens auseinanderzusetzen, ist das Lesen von Ethnografien. Um ein Gefühl für die unterschiedlichen Möglichkeiten des ethnografischen Schreibens zu bekommen, ist es auch sinnvoll, solche Ethnografien zu lesen, die nicht unbedingt etwas mit dem eigenen Forschungsgebiet zu tun haben müssen. Die Lektüre fokussiert dann auf die Frage: Wie ist der Text gemacht? Wie präsentiert sich der Autor? Wie wird die Feldforschung dargestellt? Wie werde ich als Leser angesprochen? Wie werden Plausibilitäten erzeugt?

Ein sehr instruktives Beispiel für eine solcherart differenzierende Lektüre stellt eine kleine Studie von Clifford Geertz (1990) dar, in der er vier paradigmatische Anthropologen (Levi-Strauss, Evans-Pritchard, Malinowski und Benedict) als Schriftsteller untersucht. Geertz beschreibt das Motiv für die Untersuchung in seiner unnachahmlichen Art:

»Die Schwierigkeit ist, dass die Seltsamkeit des Konstruierens von vorgeblich wissenschaftlichen Texten aus Erfahrungen, die im weitesten Sinne biographisch sind – und das ist ja doch, was Ethnografen tun –, völlig verschleiert wird. Das Problem der Handschrift, wie es dem Eth-

nografen begegnet oder wie ihm der Ethnograf begegnet, verlangt sowohl die Erhabenheit des nichtautorhaften Physikers als auch das souveräne Bewusstsein des hyperautorhaften Romanciers, und zugleich lässt es tatsächlich keine von beiden Positionen zu. Die erste führt zu Vorwürfen, man sei empfindungslos, behandle Menschen als Objekte, höre die Worte, aber nicht die Musik, und betreibe natürlich Ethnozentrismus. Die zweite führt zu Vorwürfen, man sei impressionistisch, behandle Menschen als Marionetten, höre Musik, die nicht existiert, und betreibe natürlich Ethnozentrismus. [...] Das Finden eines Standpunktes in einem Text, der zugleich intime Sicht und kühle Einschätzung sein soll, ist fast ebenso sehr eine Herausforderung, wie es das Gewinnen der Sicht und das Formulieren der Einschätzung zunächst einmal waren« (Geertz 1990: 18f.).

Wir unterscheiden im Folgenden vier verschiedene Aspekte der ethnografischen Autorschaft: den Modus der Theoretisierung (1), die Form der Repräsentation der Feldforschung (2), die Perspektive des Textes (3) und die Haltung gegenüber den Beforschten (4). Diese Aspekte hängen eng miteinander zusammen, lassen sich aber auch einzeln diskutieren.

(1) Die erste Frage richtet sich auf die *Art der Theoretisierung*: Welche Art der Generalisierung ist möglich und sinnvoll? Zielt die Ethnografie vorwiegend auf Deskription oder geht es auch um ›Erklärung‹? Wie viele und welche Details sind wichtig für die Präsentation der Studie? Eine Ethnografie, die einen starken theoretischen Claim machen will, wird vor allem diejenigen Details und Daten aus der Feldforschung präsentieren, die zu der These oder den modellhaften Annahmen passen und die geeignet sind, die Theorie zu plausibilisieren. Diese wird vielleicht als Höhepunkt im Abschlusskapitel präsentiert oder aber sie fungiert als ›roter Faden‹ und führt durch die ganze ethnografische Studie.

Eine theoretische Innovation, ein neues Modell oder eine überzeugende Erklärung werden oft als Ziel einer analytisch ambitionierten Ethnografie angesehen. Eine andere Position vertritt Birgit Grieseke (2001), die auf einen Begriff von Wittgenstein zurückgreift, um das Ziel ethnografischen Arbeitens zu bezeichnen: Es gehe um eine *analytische Beschreibung*, die die Form einer ›übersichtlichen Darstellung‹ annimmt:

Dabei »werden im Neuzusammenstellen von Beispielen und Materialien, im Aufzeigen der vertrautesten und unvertrautesten, der gewöhnlichsten und unausdenklichsten Gebrauchsweisen immer wieder herkömmliche Sprachregelungen und Darlegungsformen überschritten; es werden im Bemühen ›Übersicht‹ herzustellen, fehlende ›Zwischenglieder‹ gefunden, notfalls auch erfunden – kurzum: um zu einer passablen Wittgensteinschen Beschreibung zu gelangen, darf man nicht zaudern, ›Kleinholz aus unserer gewöhnlichen Grammatik‹ zu machen«. (Grieseke 2001: 13)

Der Begriff der ›übersichtlichen Darstellung‹ meint eine Darstellung, die durch die (Neu-)Gruppierung von Beobachtungen ermöglicht, Zusammenhänge zu sehen und

so ein neues Verständnis erlaubt. Dabei geht es weniger um Schemata und hierarchische Verknüpfungen, sondern um ›Familienähnlichkeiten‹ und ›Verbindungen‹ – vor allem aber um immer neue Sichtweisen und die Infragestellung der Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens. In diesem Modus ethnografischen Schreibens wäre also weniger die Abstraktion und Generalisierung gefragt als Konkretion und Kontextualisierung.

Geertz (1987: 33) fordert von ethnografischen Beschreibungen, »dass sie dem soziologischen Denken handfestes Material liefern, von dem es sich nähren kann. Das Wichtigste an den Ergebnissen des Ethnologen ist ihre komplexe Besonderheit, ihre Umständlichkeit«. Dieses Material dürfte dann nicht vollständig verarbeitet sein, sondern müsste zumindest zum Teil noch in seiner ursprünglichen Komplexität und Vielschichtigkeit präsentiert werden, damit es das soziologische Denken tatsächlich ›nähren‹ kann.

(2) Das Problem der Theoretisierung hängt daher unmittelbar mit einer zweiten Frage zusammen, der nach der (*Re-*)*Präsentation der Feldforschung*: Werden Daten präsentiert und wie werden sie präsentiert? Wie kommt die Feldforschung in dem abschließenden Text zur Geltung? Hier findet sich wiederum ein weites Spektrum an Versionen. Eine verbreitete Praxis besteht darin, eigene Feldprotokolle zu dokumentieren. Dies geschieht oft, indem man die Ausschnitte aus den Protokollen (so wie wir in diesem Buch) auch typographisch vom Rest des Textes differenziert (kursiv, eingerückt, in einem Kasten oder anderen Schrifttyp). Damit kann man verdeutlichen, dass man zu den selbst geschriebenen Protokollen im weiteren Forschungsprozess ein distanziert-analytisches Verhältnis eingenommen hat und zum Interpretieren der eigenen Beobachtungen und primären Deutungen geworden ist. Letztlich werden die Protokolle durch diesen Akt des Zitierens objektiviert und *damit* zu »Daten«, die nun nicht mehr so leicht zu kritisieren sind. Man kann die Aussagekraft von Daten bezweifeln, man kann auch die Angemessenheit der Datenerhebung in Frage stellen, aber wenn Texte (etwa Protokollauszüge) endgültig den Status von Daten erlangt haben, sind sie dem Spiel von Kritik und Zweifel entzogen, denn auch Kritik, Reinterpretation und konkurrierende Deutungen beziehen sich nun immer auf sie.

Auch aus Interviews wird zitiert. Hier ist es verbreitet, die Mündlichkeit der gesprochenen Sprache im Transkript der Audioaufzeichnung zu präsentieren: mundartliche Besonderheiten, die Suche nach Formulierungen, Pausen, Zögern, Überlappungen, Stocken. Diese exakte Abschrift der gesprochenen Sprache ist (wie in 3.3 dargestellt) dann sinnvoll, wenn die ethnografische Analyse auch diese Details in den Blick nehmen will. Wenn aber diese Details in der Analyse gar keine Rolle spielen, wird die genaue Transkription in der Darstellung der Ethnografie nur den Lesefluss hemmen und als leere Geste gelesen werden, die an einer Stelle Authentizität reklamiert, wo kaum jemand nach ihr fragt.

Durch die Entwicklung der digitalen Fotografie und Videografie ist es zunehmend einfacher geworden, auch Fotos bzw. Videostills aus dem Feld in der ethnografischen

Studie zu präsentieren. Hier sind natürlich, sobald Personen auf dem Bild sind, datenschutzrechtliche Fragen zu bedenken, denn Fotos lassen sich schlecht anonymisieren. Darüber hinaus stellt sich aber auch hier die Frage nach der Funktion der Fotos: Geht es nur um Illustration und Veranschaulichung, sind Fotos ein einfach zu verwendendes Medium, Bildanalysen sind aufwändiger und erfordern spezielle Kenntnisse. Vorsicht ist aber dabei geboten, Fotos als bloße Authentizitätsverstärker im Text einzusetzen. Sicherlich, nichts wirkt authentischer als ein Foto. Aber ein unreflektierter Einsatz von Fotos reproduziert oft nur die Selbstverständlichkeit des Offensichtlichen, anstatt sie zu explizieren und analytisch fruchtbar zu machen.

Als Gegenpol zur Dokumentation von Ausschnitten aus den Originaldaten findet man stärker erzählende oder berichtende Versionen, die Feldforschung in der Ethnografie zu repräsentieren. Beschreibungen von Ereignissen, Lokalitäten, Praktiken oder Personen werden verdichtet, interpretiert und als »Fälle« präsentiert. Es geht in dieser Version weniger darum, originale Fundstücke zu präsentieren, als darum, zu berichten, was man ›dort‹ gesehen hat und zu beschreiben, wie soziale Beziehungen und Praktiken dort funktionieren. Hierdurch wird dann auch der weitere Gang der Argumentation vorbereitet. Die ethnografische Autorin ist in diesem Fall nicht zweigeteilt in die Feldforscherin und die Analytikerin, sondern eine einheitliche Forscherperson, die Erfahrungen gemacht, interpretiert und verstanden hat und nun als Autor Gehör sucht.

(3) Damit kommen wir zur Figur des Autors und zur *Perspektive des Textes*: Schreibt eine neutrale, distanzierte Analytikerin oder schreibt die (ehemals) involvierte Feldforscherin, die auf ihre eigenen Erfahrungen rekurriert? Anknüpfend an Geertz' Gegenüberstellung der Figuren des ›nichtautorhaften Physikers‹ und des ›hyperautorhaften Romanciers‹ lassen sich zwei grundlegende Varianten ethnografischer Darstellung differenzieren. Gobo (2008: 292ff.) unterscheidet das realistische vom prozessualen Narrativ (auch van Maanen 1988). Das *realistische Narrativ* präsentiert die ethnografische Beschreibung als die einzig mögliche. Der Ethnograf selbst tritt nicht auf, bleibt entpersonalisiert. Er spricht von sich in der dritten Person und benutzt einen distanzierten, dokumentarischen Stil. Der Text verwendet das Präsens, wodurch die Beschreibungen einen überzeitlichen, allgemeingültigen Anspruch erhalten. Es ist keine Rede von Gefühlen oder persönlicher Betroffenheit oder Teilhabe des Feldforschers, stattdessen werden Dokumente aus dem Feld präsentiert und die eigenen Protokolle im oben beschriebenen Sinne als Daten verwendet. Die Ethnografie gewinnt ihre Glaubwürdigkeit daraus, dass sie die Subjektivität des Feldforschers weitgehend getilgt hat und eine objektivierte, in sich konsistente Analyse präsentiert.

Demgegenüber erzählt das *prozessuale Narrativ* von einem Erkenntnisprozess des Autors. Der Autor schreibt in der ersten Person und die Ethnografie berichtet über persönliche Erlebnisse, Überraschungen, auch Irrtümer und Fehlschläge. Der Text kann auch das Präsens verwenden (um Spannung zu erhöhen), möglich ist aber auch die Vergangenheitsform zu wählen, um die Zeitlichkeit der Ereignisse stärker zu

akzentuieren. Im prozessualen Narrativ lässt der Autor den Leser am eigenen Verstehensprozess teilhaben und verbürgt gerade hierdurch die Glaubwürdigkeit des ethnografischen Berichts.

Als dritte Variante nennt Gobo das *reflexive Narrativ*, das aber bezeichnenderweise sehr viel weniger klar konturiert ist. Das reflexive Narrativ macht dem Leser deutlich, dass es sich bei der präsentierten Darstellung nur um *eine* mögliche Version handelt (und dass andere möglich wären), indem zum Beispiel die Voraussetzungshaftigkeit der Sichtweise betont wird, alternative Sichtweisen angedeutet werden und Brüche und Widersprüche in der Darstellung nicht geglättet, sondern bewusst markiert werden. Paradoxerweise gewinnt die Ethnografie ihre Glaubwürdigkeit in diesem Fall aus der reflexiven In-Frage-Stellung der eigenen Autorität. Die selbstreflexive Einklammerung der eigenen Autorposition macht den Autor letztlich umso unangreifbarer (Woolgar 1988), reduziert aber auch die Geltungsansprüche der Beschreibungen.

Mit diesen drei Varianten der Autorschaft hängt die Frage zusammen, in welcher Form der Text die Gesamtanalyse präsentiert: Handelt es sich um eine konsistente, in sich geschlossene Darstellung oder gibt es mehrere Versionen und Perspektiven? Letzteres, die Einführung (oder Mitführung) von *Mehrperspektivität* in der Ethnografie kann verwendet werden, um die Perspektivität der Analyse zu reflektieren und zu zeigen (das reflexive Narrativ), kann aber zugleich auch bestimmte Auffassungen von der sozialen Realität, um die es geht, implizieren: Dass diese nämlich ihrerseits grundlegend von der Unterschiedlichkeit der sich aneinander abarbeitenden Perspektiven gekennzeichnet ist.

In der bereits erwähnten Ethnografie Richard Rottenburgs über die unterschiedlichen ›Spiele‹ der Entwicklungshilfe steht der Autor außerhalb (oder oberhalb) der Spiele der Akteure und kann diese von dort aus beschreiben. Etwas anders verhält es sich bei der Arbeit ›Das Elend der Welt‹ von Pierre Bourdieu u. a. (1997). Dort werden in einzelnen Kapiteln einzelne Biografien und verschiedene Perspektiven auf die Welt präsentiert, die unmittelbar aus Interviews und ergänzenden Beobachtungen gewonnen wurden. Es gibt im Rahmen dieser Studie auch kurze, einleitende Kommentierungen der betreffenden Interviews und auf einer dritten Ebene sozialwissenschaftliche Analysen, aber diese Teile sind im Text deutlich getrennt von den Darstellungen der Lebenssituationen und als andere Ebenen der Reflexion gekennzeichnet. Die einzelnen Kapitel zu den verschiedenen Biografien oder Lebenssituationen bleiben in der voluminösen Studie nahezu unverbunden nebeneinander stehen – und eröffnen vielleicht gerade dadurch einen Raum der Reflexion, der nach ihrem Zusammenhang fragt.

Ein anderes interessantes Beispiel für eine mehrperspektivische Darstellung stellt eine Ethnografie von Arlie Hochschild (2002) dar. Es handelt sich um eine Studie über das Verhältnis von Arbeitsleben und Zuhause, die ihren Ausgangspunkt von dem Befund nimmt, dass in einem für seine Familienfreundlichkeit bekannten Unternehmen die Maßnahmen und Programme zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie kaum

in Anspruch genommen werden. In ihren Beobachtungen und Interviews stößt sie auf ein neues Verhältnis von Familie und Arbeitsleben, in dem das Zuhause als Ort von Konflikten, unerledigter Arbeit und fehlender Anerkennung erscheint, während die Arbeit zum neuen ›Zuhause‹ wird. In einzelnen Kapiteln entfaltet sie in detailreichen Beschreibungen die Praxen einzelner Familien und deren Perspektiven. In der Gesamtschau der unterschiedlichen familiären Praxen wird die weitreichende These eines gewandelten Verhältnisses von ›Familie‹ und ›Beruf‹ zugleich plausibel und in sich differenziert. Es erweist sich zwar als übergreifende Tendenz, die Firma als eigentliches ›Zuhause‹ zu begreifen und die Familie als Überforderung zu erleben, aber die Verhältnisse stellen sich je nach beruflicher Position und Einkommen höchst unterschiedlich dar.

(4) Damit sind wir bei einer vierten Dimension der Varianz ethnografischen Schreibens angelangt: Welche *Haltung* nimmt die ethnografische Studie gegenüber den *Beforschten* ein: Behandelt sie sie als Objekte der Beobachtung, als Gesprächspartner, als Subjekte, denen eine eigene Stimme gegeben wird? Auch in dieser Hinsicht wollen wir vor allem auf die vorfindliche Spannbreite der Versionen aufmerksam machen und keine Präferenzen nahelegen. Die Frage der Haltung der Ethnografie gegenüber den Beforschten wird allerdings bisweilen sehr normativ und auch moralisch diskutiert (etwa Rottenburg 2013). Vor allem in der Ethnologie ist diese Frage brisant, wenn sie in den Kontext der kolonialistischen Vergangenheit des Fachs oder in den Rahmen der Ethnozentrismus-Problematik gestellt wird. Wir plädieren für Gelassenheit und Spezifität: Es ist nicht die Frage, ob man generell Menschen als Objekte der Forschung behandeln darf (man darf, sonst könnte man sie gar nicht beobachten), es ist sehr viel spezifischer zu überlegen, welche Teilnehmer aus der Feldforschung man wie repräsentieren will, welchem Zweck diese Form der Repräsentation dient und welche Effekte sie erzeugt.

In den Arbeiten von Erving Goffman etwa finden sich niemals konkrete Menschen mit ausgewiesener Subjektivität und bestimmten Eigenschaften. Auf diese wird verzichtet zugunsten eines analytischen Gestus, der die überindividuelle Regelmäßigkeit menschlichen Verhaltens herausarbeitet. Es kann beispielsweise produktiv sein und neue theoretische Perspektiven eröffnen, menschliches Tun in seiner Verknüpfung mit Objekten und Praktiken zu analysieren. Am anderen Ende des Spektrums finden sich Ethnografien, die sich als Sprachrohr der beforschten Menschen verstehen und diesen ›eine Stimme verleihen‹ wollen.

In Bezug auf diese vier verschiedenen Dimensionen der ethnografischen Darstellung plädieren wir, wie gesagt, nicht für eine bestimmte Version, sondern eher dafür, sich innerhalb der gegebenen Varianz der Möglichkeiten, die Freiheiten der Autorschaft zu nutzen, sich flexibel zu bewegen und die Entscheidung für eine spezifische Handhabung der Probleme ethnografischen Schreibens (und gegen andere mögliche) bewusst zu treffen. Denn in der bewussten und begründeten Gestaltung des gesamten Forschungsprozesses sehen wir eines der Gütekriterien für ethnografische Forschung.

5.2 Angemessenheit und Differenz: Gütekriterien ethnografischer Forschung

Das Kriterium der Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses, der Transparenz der Entscheidungen, die die Forscherin getroffen hat, ist wichtig, aber nicht spezifisch für die Ethnografie, es gilt im Prinzip für jeden Forschungsbericht. Wir wollen abschließend fragen: Wie kann *Ethnografie* gelingen? Diese Frage ist hier nicht im Sinne der methodologischen Begründung für die Ethnografie gemeint – dazu haben wir im ersten Kapitel dieses Buches einiges gesagt. Hier wollen wir konkreter und praktischer fragen: Was sind die Kriterien für eine gelungene Ethnografie? Was unterscheidet eine gute von einer schlechten Ethnografie?

Zunächst ist wieder zu betonen, dass sich das nur schwer abstrakt bestimmen lässt. Zu komplex, zu vielschichtig sind die Gelingensbedingungen ethnografischen Forschens, als dass sie sich auf eine einfache Formel bringen ließen. Auch hier ist wieder unsere wichtigste Empfehlung, sich Kriterien für das Gelingen von Ethnografie anhand der *Lektüre* von Ethnografien zu erarbeiten; anhand einer Lektüre, die gezielt fragt: Hat mich diese Studie überzeugt? Und wenn ja: Was hat mich daran überzeugt? Wie hat mich ihr Autor überzeugt? Wenn nein: Was habe ich vermisst? Wo liegt das Problem? Was machte die Studie interessant? Was machte sie langweilig? Was ließ sie glaubwürdig erscheinen, was unplausibel? – Nur so ergibt sich im Laufe der Zeit ein kritisches Urteilsvermögen gegenüber ethnografischer Forschung.

Jenseits dieser drängenden Einzelfragen gibt es zwei aufeinander bezogene, und dabei in deutlicher Spannung zueinander stehende Kriterien, an denen sich ethnografische Forschung messen lassen muss. Diese Kriterien entsprechen dem methodologischen Kern der Ethnografie und vom Grad ihrer Erfüllung hängt die Qualität der Ethnografie ab: Es geht um das spannungsvolle Verhältnis von Annäherung und Distanzierung, genauer: um das der *empirischen Angemessenheit* der Beschreibung und der *Differenz dieser Beschreibung* zum Teilnehmerwissen. Wir werden uns diesen beiden Fluchtpunkten ethnografischen Forschens, die diesem ganzen Buch seine Struktur gaben, im Folgenden noch einmal nacheinander zuwenden, aber der komplexe Anspruch an die Ethnografie lautet, beiden, einander auch widersprechenden Kriterien gleichermaßen und gleichzeitig gerecht zu werden. Kurz: Ein Kenner des Feldes muss nach dem Lesen der Ethnografie sagen können: »Ja, das stimmt – aber so habe ich das noch nie gesehen!«

Die Gültigkeit ethnografischer Beschreibungen lässt sich nicht qua Verfahren oder Methode einfach ermitteln und absichern. Wir hatten schon davon gesprochen, dass es durchaus Misstrauen gibt gegenüber der mangelnden methodischen Kontrolle im ethnografischen Forschungsprozess und gegenüber einem Datenverständnis, das die Interpretationen des Feldforschers einbezieht. Wie können Daten »valide« sein, die erst durch *Sinnstiftungen des Autors* zu ethnografischen Daten werden, zum Beispiel durch die Bezeichnung einer Aktivität oder die Sequenzierung von Ereignissen? Sol-

che Sinnstiftungen begleiten die schriftliche Bearbeitung ethnografischer Erfahrung von *Anfang an*. Dieser Umstand hat aus Sicht der positivistischen Sozialforschung, aber auch aus der anderer qualitativer Verfahren (etwa der Konversationsanalyse oder der Objektiven Hermeneutik) Zweifel an der disziplinären Kontrollierbarkeit der Ethnografie aufgeworfen. Der rekonstruktive Charakter von Protokollen führe zu einer ununterscheidbaren Vermischung tatsächlicher sozialer Prozesse und ihrer Interpretation. Die Interpretation erscheint in dem Maße unkontrollierbar, wie die Datengewinnung kein unbezweifelbares Original hervorbringt, zum Beispiel eine Tonaufzeichnung oder eine Videoaufnahme. Zugleich aber wissen wir, dass es kein Original gibt, da selbst etwa die Transkription ein (erneutes) Herstellen des Interviews ist: ein interpretierendes und verstehendes Hören von Lauten, das diesen Sinn verleiht, indem es sie in die alphabetische Sprache bringt (Kalthoff 2003).

Abgesehen davon, dass die Kontrollierbarkeit sowohl der Datengewinnung als auch der Interpretation zu weiten Teilen eine Fiktion darstellt, hatten wir argumentiert, dass in der Ethnografie erst die Befreiung von Methodenzwängen die notwendige Flexibilität und Intensität der Feldforschung ermöglicht. Die Ethnografie setzt stattdessen auf eine *empirische Prozesskontrolle*, der sich Feldforscher von vornherein auf viel stärkere Weise aussetzen als andere Sozialforscher. Es handelt sich um eine zum Teil massive soziale Kontrolle in einem Sozialisationsprozess, in dem Sozialwissenschaftlerinnen an den Kompetenzen, Relevanzen, Evidenzen der Teilnehmer und an der Dynamik sozialer Situationen unausweichlich partizipieren. Dies impliziert, dass auch die sozialwissenschaftliche Sinnstiftung sich unter den Bedingungen der Gleichörtlichkeit vollzieht. Die Entwicklung von soziologischen Interpretationen im Prozess der Gewinnung empirischen Wissens *bindet* diese auch stärker an die Forschungssituation. Man denkt sich seine Interpretationen nicht einfach am Schreibtisch aus. Die situativen Sinnstiftungen und Teilnehmerinterpretationen, die Ethnografen erzwungenermaßen mitvollziehen, werden zwar durch den Analyseprozess relativiert und distanziert, sie bleiben dem Wissen der Ethnografen aber bis zu einem bestimmten Grade immanent. Selbst wenn sie wollten, könnten sie diesen Sinngehalt nicht »loswerden«, er durchwirkt ethnografische Forschungsprozesse von den Daten über die Analysen bis hin zu den Textprodukten selbst.

Es ist also die Chance und der Anspruch der Ethnografie, die beforschte Kultur aus eigener intimer Kenntnis heraus zu beschreiben und zwar so, dass der Leser »ein Verständnis davon gewinnen kann, was sie sein könnte« (Geertz 1990: 140). Die Lektüre der ethnografischen Analyse muss im Prinzip eine passive Teilnahme an dem kulturellen Zusammenhang ermöglichen, die Ethnografie muss seine Regeln und Relevanzen so klar und so detailliert darlegen, dass es einem Neuling möglich wäre, »einzusteigen«. Dies gilt umso mehr für Ethnografen: David Sudnow hat sich im Rahmen einer ethnomethodologischen Studie zur Praxis der Jazz-Improvisation (1978) selbst das Klavierspiel so weitgehend angeeignet, dass er damit auftreten konnte und schließlich auch ein erfolgreiches Lehrbuch zur Improvisation verfasst hat.

Die Ethnografie muss auch zunehmend damit rechnen, dass sie von Insidern rezipiert wird. Das gilt nicht für alle Felder, aber eine ethnografische Studie zum Klinikbetrieb kann durchaus Ärzten in die Hände fallen, eine Studie zum Finanzwesen kann von Bankern gelesen werden, und eine Ethnografie über einen ethnischen Konflikt kann von der einen oder anderen Seite politisch instrumentalisiert oder skandalisiert werden. Auch darin liegt eine Prüfung der Triftigkeit der ethnografischen Analysen. Teilnehmer aus dem Feld können widersprechen. Das bedeutet allerdings nicht, dass die ethnografische Analyse durch die Teilnehmer bestätigt werden könnte. Eine solche *Autorisierung durch die Teilnehmer*, die sogenannte ›kommunikative Validierung‹, folgt dem Ideal einer Korrespondenz zwischen der sozialwissenschaftlichen Version eines Feldes und der Sicht der Teilnehmer dieses Feldes. Diese Erwartung verfehlt das zweite zentrale Kriterium für eine gelingende Ethnografie: eine *Differenz* zum Teilnehmerwissen zu erzeugen.

Der Bruch mit dem Teilnehmerwissen ist ein disziplinäres Erfordernis für Ethnografen. Das hat zunächst den praktischen Grund, dass die wissenschaftlichen Disziplinen, denen Ethnografen angehören, Sonderperspektiven auf die Welt entwickelt haben, die den Teilnehmern oft unvertraut, irrelevant oder gar falsch erscheinen. So bedeutet dem Anhänger einer Religion das Gebet in aller Regel etwas anderes als der Ethnografin, die dieses beobachtet. Letztere kann zwar die Bedeutung eines Gebetes für die Teilnehmer reflektieren, konzentriert sich aber in der Regel auf Aspekte dieser Praxis (zum Beispiel ihre soziale Funktionalität oder ihre Einbettung in andere soziale Praktiken), die vielen Gläubigen nebensächlich, verzerrend oder gar falsch erscheinen, weil sie dies leicht als Relativierung der Bedeutung Gottes für diese Praxis verstehen können. Man bräuchte gewissermaßen mit sozialwissenschaftlichem Spezialwissen vorgebildete Feldteilnehmer, um zu gewährleisten, dass sie die Perspektivität ethnografischer Beschreibungen und Analysen anerkennen und nachvollziehen können. Da dies meist nicht der Fall ist, sollten Ethnografen darauf vorbereitet sein, dass die Teilnehmer in der Regel ihre seltsamen Fragestellungen nicht teilen. Daher rufen ethnografische Beschreibungen und Analysen bei ihnen oft einfach nur Desinteresse oder Befremden hervor, nicht aber die sachlichen Korrekturen, die man sich von ihrer Lektüre erhofft hatte.³⁵ Teilnehmer sind zwar unverzichtbare Informanten, aber unter bestimmten Gesichtspunkten schlechte Kommentatoren ihrer Praxis. Das liegt daran, dass sie diese oft nur retrospektiv mit Bedeutung versehen, sowie daran, dass weite Teile sozialer Praxis unterhalb oder nur kurz oberhalb der Bewusstseinsschwelle angesiedelt sind. Routinen lassen sich eben besser durch einen Beobachter verbalisieren und explizieren. Es gibt allerdings bisweilen auch im Feld die Figur des kulturimma-

35 Natürlich gibt es auch Fälle, in denen die Teilnehmer und deren Meinungen ein wichtiger Korrekturmechanismus sind, etwa wenn es darum geht, ob man den chronologischen Ablauf eines Ereignisses korrekt aufgezeichnet hat oder einen Terminus richtig verstanden hat. In diesem Kontext liefern Teilnehmer wertvolle Richtigstellungen.

nenen Skeptikers, der durchaus einen analytischen Blick auf seine eigene Kultur entwickelt und dessen Perspektive derjenigen des Ethnografen verwandt sein kann. Andererseits kann es die Feldforschung auch gefährden, wenn Ethnografen ihre ersten Ideen, Berichte und Protokollauszüge ›ungeschönt‹ an Teilnehmer zur ›Begutachtung‹ und Kritik weiterleiten. Da Beschreibungen mit all ihren Nuancen auch als Kritik gelesen werden können, riskiert man die vorzeitige Beendigung der Feldforschung durch die *Gatekeeper*.

Schließlich wäre aber auch zu fragen, *wessen* Autorisierung zählen soll. In der klassischen Ethnografie fremder Kulturen hat man lange davon abgesehen, *welcher* Teilnehmer einem Informationen gab. Solange man sich nicht für individuelle Meinungen, sondern für kulturelles Wissen interessierte, konnte jeder gleichermaßen als ein ›Repräsentant seiner Kultur‹ gelten. Malinowskis Maxime, ›die Perspektive des Eingeborenen zu übernehmen‹, würde man heute aber entgegnen: ›welches Eingeborenen denn?‹ Jeden Informanten als Repräsentanten seiner Kultur zu sehen, basiert auf einer Homogenitätsannahme, die auch schon für die isolierten und kleinen Gemeinschaften der klassischen Ethnologie eine Idealisierung darstellte. Die Ethnografie hat es stets mit perspektivisch gebrochenen Feldern zu tun, in denen parteiliche Versionen miteinander konkurrieren: Geschlechts- und Altersgruppen, Etablierte und Außen-seiter, Professionelle und Laien, Amtsinhaber und Opponenten. Daher sind von Ethnografen sowohl multiple Perspektivenübernahmen als auch dezidiert eigenständige Versionen zu verlangen, die etwas Neues mitteilen.

Darauf haben nicht nur die beforschten Teilnehmer einen Anspruch, sondern auch die Disziplin, die Ethnografinnen in die Welt schickt. Und für die disziplinäre Akzeptanz ist die Bestätigung durch Betroffene vielleicht ein mögliches, aber kaum ein hinreichendes Argument. Im Gegenteil: Wenn gar keine Differenz zur Teilnehmer-Perspektive aufscheint, kann eben dies den Kunstfehler des *going native* anzeigen: Es können Zweifel entweder an der Neutralität des Ethnografen oder der Qualität seiner Analyse entstehen. Die situative Anwesenheit einer Ethnografin soll gerade nicht vorrangig die Möglichkeit bieten, die Welt der Anderen mit deren Augen zu sehen, sondern deren Weltansichten als ihre gelebte Praxis zu erkennen. Eine Praxis als Praxis zu erkennen, vermag aber nur, wer nicht in die durch sie gestellten Handlungsprobleme verstrickt bleibt, sondern sich auf das konzentriert, was die Handelnden als selbstverständlich voraussetzen, um ihre Wirklichkeit hervorzubringen. Eine Übereinstimmung der Perspektiven mag sich punktuell im Sinne von Brücken der Verständigung ergeben, entscheidend aber bleibt es, eine *Differenz zwischen Teilnehmer- und Beobachterverstehen* zu entfalten. In dieser beobachtenden Differenz sind Erfahrungen so zu rekonstruieren, dass sie durch den Filter des disziplinären Diskurses geprägt werden. Eben dies muss das ständige Hin und Her zwischen Feld und Universität, zwischen Teilnehmer- und Beobachterperspektive, zwischen Alltagssprache und Fachsprache leisten, das man Ethnografie nennt.

Wenn man abschließend einmal einen ethnografischen Blick auf die Ethnografie nimmt, so erscheint sie als ein kulturelles Unternehmen, das sich auf spezifische Weise von der Praxis der es umgebenden Welt zu unterscheiden sucht. Von dieser aus betrachtet, stellen sich die Merkmale ethnografischer Wissensproduktion als Seltsamkeiten dar: Seltsamkeiten der Sprech- und Schreibpraxis und solche des Methode genannten Vorgehens im Kontakt mit der Erfahrungswelt. Mit Theorie und Methode differenziert sich die Ethnografie kontinuierlich von der Alltagswelt. Die Praxis der Theorie ist in diesem Sinne primär eine Tätigkeit, in der immer wieder eine Brechung alltagsweltlicher Perspektiven vollzogen wird; ein Denken, dessen Fortschritt nicht in einem kontinuierlichen ›immer weiter‹ auf ein Ziel hin besteht, sondern in einer kontinuierlichen Entfernung von einer Alltagswelt, an die es zugleich ständig wieder anknüpft.

Schlusswort

Wir haben ein Lehrbuch für ein empirisches Verfahren vorgelegt, das keine Methode sein will: die ethnografische Forschung. Sie ist in zweifacher Weise ›undiszipliniert‹: erstens ist sie in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Fächern zuhause, zweitens lässt sie sich nicht strikt methodisieren. Dies gilt dann, wenn man ihre Grundidee ernst nimmt. In diesem Lehrbuch ging es nicht darum, dieses undisziplinierte Vorgehen zu domestizieren. Aber es handelt von dem Versuch, mitzuteilen, wie es in der Forschungspraxis umgesetzt und wie diese Umsetzung reflektiert werden kann. Wie also können Ethnografen über eine Praxis oder Lebenswelt schreiben, in die sie partiell und temporär zu dem Zweck ›integriert‹ waren, Daten zu erzeugen, die obendrein noch ihre ›Handschrift‹ tragen? Wie gelingt es, zwischen dem methodischen Wissen der Feldforschung, dem theoretischen Wissen über die Konstruktivität der Daten und dem analytischen Wissen über deutende Verfahren so zu vermitteln, dass eine dem Gegenstand und der Disziplin adäquate Analyse entstehen kann? Hierzu haben wir in diesem Buch vorsichtige Antworten gegeben, die sich im Kern folgendermaßen zusammenfassen lassen:

Erstens steht jede Ethnografin vor der Aufgabe, eine auf ihr Forschungsfeld abgestimmte Form des Forschens zu entwickeln, zu erproben und gegebenenfalls anzupassen. Hierzu können die formulierten *Markenzeichen* (Kapitel 1.2) und methodologischen *Begründungen* der ethnografischen Forschung (Kapitel 1.3) als Leitlinien herangezogen werden, um das eigene Vorgehen abzusichern. Wir haben ferner dargelegt, dass der teilnehmenden Beobachtung Überlegungen voranzustellen sind, in welchem Feld die Forschungsfrage überhaupt beantwortbar ist und wie das Feld zugeschnitten sein soll, damit sie verfolgt werden kann (Kapitel 2).

Zweitens haben wir herausgestellt, dass jede Feldforschung für Ethnografen eine zugleich soziale und fachliche Herausforderung ist. Sozial deshalb, da sie sich aktiv zum Bestandteil des Feldes machen müssen; fachlich deshalb, da sie das Beobachtete sprachlich festhalten, erklären und erläutern müssen (Kapitel 3). Ethnografen können sich daran orientieren, dass ihnen das Feld Positionierungen abverlangen wird, dass ihnen aber ihr Nichtwissen als naiver Neuling einen Schutz vor Vereinnahmungen und zu frühen Antworten bietet. Dieses Nichtwissen hilft auch dabei, Distanz zu wahren und kann ebenfalls als heuristisches Instrument genutzt werden.

Drittens steht jede Ethnografin vor der Schwierigkeit, Kategorien und Themen aus den Daten herauszuarbeiten, die anschlussfähig für (gegenwärtige) sozialwissenschaftliche Diskurse sind. Dies ist – sowohl für Studierende als auch für Doktoranden – eine in der Regel schwierige Phase des ethnografischen Projektes. Wie kann ich aus der unüberschaubaren Menge meiner Materialien eine Analyse entwickeln, die systematisch und nicht zufällig ist, die auch für das Fach Sinn macht, in dem sie Anschlüsse herstellt, aber doch nicht nur Wiederholung bekannter Theoreme ist? Wir haben